

IX.

Gesamt-Ansicht und Beleuchtung der Hohen Tátra.

Von Dr. Victor Emericzy.

I.

1. Der erste Eindruck ist entscheidend. Es gilt dies auch für Gegenden, vor Allem für hohe Gebirge.

Und in der That, man braucht die Tátra nur einmal erblickt zu haben, um sie lieb zu gewinnen und nie wieder zu vergessen. Sie präsentirt sich aber auch ganz eigenthümlich, denn nicht wächst sie stückweise vor unsern Augen empor und zusammen, gleich andern Hochgebirgen, uns nach und nach an ihren Anblick gewöhnend. Ohne Vorbereitung, ohne Einleitung und Uebergang steht sie vor dem erstaunten Auge auf einmal fertig da, „wie aus dem Nichts gesprungen“. Das niedrige Volk von Vorbergen und Hügeln, das sich an ihrem Fusse breit macht, kann der Majestät ihres Anblickes eben so wenig Eintrag thun, wie wenig eine schlanke hohe Buche dadurch verliert, dass sich um ihren Standort herum unscheinbares Buschwerk angesiedelt hat.

Es ist wahr, die ganze Tátra ist nur von geringer Mächtigkeit. Gegenüber den Alpen, gegenüber dieser überreichen Sammlung zahlloser Berggipfel und Bergketten, erscheint sie nur gleichsam als einzelnes Kabinetstück, etwa als ein stattlicher Tafelaufsatz. Aber trotzdem ist sie hoch und ausgedehnt genug, um in gemessener Entfernung das Auge ganz und voll zu beschäftigen. Ja man kann wohl sagen, ihr Anblick wirkt durchschlagender und wohlthuender, als der der berühmtesten Alpen-Ansichten. Grossartig ist wohl der Blick vom Rigi auf die erhabene Welt der Alpen; und doch hat dieser etwas Ungemüthliches, Verwirrendes. Es ist, als hätte die Kraft, die all' diese Berge gründete, nicht Maass und Ziel gefunden, als hätte sie nicht hauszuhalten gewusst. Wie derjenige, der an dem Ufer des Meeres steht und Welle auf Welle auftauchen und zerrinnen sieht, sich stets zu der Frage hingedrängt fühlt: wozu dies Alles? — ebenso wirkt dieser Wald von Bergen einigermaßen deprimirend, und man legt sich die ähnliche Frage vor: hätten es einige hundert Gipfel weniger nicht auch gethan? — Nicht so der Anblick der Tátra. Hier hat die schaffende Naturkraft weise Maass gehalten. Es ist immerhin etwas Be-

deutendes und Grossartiges, was sie geleistet; aber es ist des Guten nicht zu viel geschehen. Die Naturkraft hat sich zu beschränken gewusst, aber eben darum als Meisterin gezeigt.

2. Es gilt dies für jede der Hauptansichten der Tátra auf ungarischer Seite, deren wir dreie unterscheiden können: eine östliche, eine südliche und eine zentrale. Unter der östlichen verstehen wir diejenige, deren Endpunkte nach Norden — der Thörichte Gern, nach Süden die Schlagendorfer Spitze; unter der südlichen ist diejenige gemeint, deren östlicher Endpunkt die Schlagendorfer, der westliche aber der Krivan; die zentrale Ansicht ist nun diejenige, welche die östliche und westliche zugleich umspannt. Die Achse der Tátra wird nämlich durch keine gerade, sondern durch eine nahezu im rechten Winkel gebrochene Linie gebildet. Man erhält diese Achse, wenn man vom Thörichten Gern nach der Schlagendorfer Spitze und von dieser nach dem Krivan eine Gerade zieht. Die Schlagendorfer Spitze bildet also gleichsam den Eckstein der Hohen Tátra. Sie ist derjenige Punkt, in dem die Hohe Tátra ihre Front ändert.

3. Kommt man nun — etwa aus Galizien — das Popperthal herauf nach Kesmark zu, so hat man lange Zeit die östliche Front zur Rechten. Den Mittelpunkt derselben bildet die Lomnitzer Spitze. Der Charakter dieser östlichen Front ist der des Regellosen, des Unsymmetrischen, des Malerischen. Das Bild der Tátra von dieser Seite wird durch die Lomnitzer Spitze beherrscht, und hat darum etwas in sich Vollendetes, Abgeschlossenes. Doch, nachdem diese Seite der Hohen Tátra die schmalste ist, im Ganzen nur etwa 10 Kilometer beträgt, fehlt dem Bilde die Fülle, die Grossartigkeit der Wirkung.

Von Béla ab beginnen sich bereits auch einzelne Gipfel der südlichen Front in den Gesichtskreis zu drängen; der Anblick verliert seinen Charakter.

4. Nähert man sich der Tátra von Westen her, etwa mit der Kaschau-Oderberger Bahn von der Liptau

Stelle, die günstigste auch in dem Sinne, dass man von hier aus die meisten zugleich erblickbaren Spitzen übersieht. Dazu kommt aber noch ein Zweites. Auf der Höhe des Hozelec ist man nämlich der Hauptfront derart nahe gerückt, dass sie auf den Beschauer mit der vollen Wucht ihrer Majestät eindringt und so sich Grossartigkeit und Reichthum des Bildes vereinen, um uns zu entzücken und hinzureissen.

Den Charakter der Zentralansicht anlangend kann dieser als der vollendetster, in sich abgeschlossener Schönheit bezeichnet werden. Die Anordnung, die Gruppierung der einzelnen Spitzen erscheint nicht als das Werk form- und sinnlos waltender Naturkräfte, sondern als ein Meisterstück schönheitsbewusst schaffender Künstlerhand. Strenge Symmetrie herrscht in dem Bilde, das einen klug ersonnenen Mittelpunkt und um diesen herum malerisch geordnete Seitenglieder zeigt. Den Mittelpunkt bildet die Schlagendorfer Spitze, deren südlichster Vorsprung also in doppeltem Sinne den Namen der Königsnase verdient. In Wirklichkeit ist die Schlagendorfer durchaus nicht die höchste. Weil sie aber am weitesten nach Süden vorgeschoben ist und an ihrer Südseite zu den wenigen Tátra-Spitzen gehört, die volle, runde Formen haben; so stellt sie sich auch zugleich als die mächtigste und höchste dar, als die Beherrscherin aller anderen, selbst der Lomnitzer und Gerlsdorfer, obwohl die beiden letzteren sie in Wirklichkeit um 180—200 M. überragen. Die Gerlsdorfer und Lomnitzer erscheinen nur als die zwei mächtigsten Vasallen der Schlagendorfer, die in gemessener Entfernung hinter sie zurücktreten, und zwar in der Weise, dass die Lomnitzer etwa ebenso weit entfernt nach Osten zu Platz nimmt, wie weit die Gerlsdorfer sich westwärts zurückzieht. Auch die übrigen Hauptspitzen rechts und links von der Schlagendorfer gruppieren sich gleichfalls wie in gegenseitigem Einverständnis, so dass für jede Hauptspitze nach Osten zu eine entsprechende Gegenspitze in der westlichen Kette auftritt. Diese Symmetrie der Anordnung erstreckt sich auch auf die rechts- und linksseitigen niedrigen Alpenketten, die das Hochalpen-Bild nach Osten und Westen zu abschliessen und so dem Ganzen den Stempel durchdachter Vollendung aufdrücken.

Trotz dieser Symmetrie bewahrt doch jeder Theil hängliche Selbstständigkeit, eigenthümliche Form und Ge-

staltung, so dass das Bild nichts Steifes, Geometrisch-Starres hat, sondern in jedem Theile originell und selbstständig belebt erscheint, gleichsam als das Werk freischaffender, den Banden der geometrisch-starren Gruppierung entwachsener Phantasie.

6. Nähert man sich der Tátra von der Hozeleczer Höhe etwa über Poprad oder Felka auf dem Wege nach Schmecks, so scheint die Schlagendorfer Spitze anfänglich wohl zu wachsen und sich zu dehnen; aber trotzdem verliert sich die Grossartigkeit des Eindruckes um so mehr, je näher man der Tátra kommt. Betritt man diese selber, so scheinen die Spitzen sogar in den Boden zu sinken und einzuschumpfen. — Wie eigenthümlich! Keine irdische Grösse, nicht einmal die der himmelanstrebenden Bergriesen, verträgt die Betrachtung aus allzu grosser Nähe. Und wirklich, die Kammerdiener der Hohen Tátra, die Wurzelsammler, Hirten und Holzschläger auf derselben, hegen von ihr durchaus keine all zu hohen Begriffe. Sie erklettern und übersteigen so oft . . . Doch wir dürfen uns nicht verleiten lassen, das Labyrinth des Inneren der Tátra zu betreten; denn leicht könnten wir uns in demselben so tief verirren, dass wir den Weg zu unserer eigentlichen Aufgabe, welche sich ja mit dem Gesamt-Anblicke des Gebirges befasst, nicht zurückfänden. Wir machen also am Fusse der Tátra Halt, denn in ihr selber sieht man eben vor Bergen das Gebirge nicht mehr. — Aber entfernen wir uns von der Hozeleczer Aussichtshöhe nach Süden zu; so verliert das Bild mehr und mehr an Grossartigkeit. Von Igló aus präsentirt sich die Tátra noch immer als die Hohe, aber vom Gipfel des Branisko nimmt sie sich bereits sehr kleinlich und wie in's Niedrige gestellt aus. Der Fuss derselben versinkt in dieser Entfernung schon in Folge der Kugelgestalt der Erde unter den Horizont, die Gesetze der Perspektive drücken auch die Gipfel herab und rücken sie näher an einander, und erscheint sie demnach vom Branisko nur wie eine phantastisch gestaltete Hügelkette.

Als besonders liebliches und auch hinreichend imponantes Bild stellt sich die Tátra dar, wenn man sie durch ein Fenster des nach Norden zu gelegenen Ahnensaals im „Zipserhaus“ betrachtet. Tritt man etwas zurück, so geben die massiven, steinernen Fensterstöcke einen ganz angemessenen Rahmen für das Granitgebilde der Tátra ab. Der breit entwickelte Vordergrund wird zum grössten Theil durch den Rahmen unsichtbar und so kommt die

Tátra zur vollen Geltung. Denkt man sich das Zipserhaus in seiner alten Herrlichkeit neu erstanden und von natursinnigen Bewohnern belebt: so sieht man sich in ein, leider nur in der Phantasie existirendes Königsschloss versetzt, das an Schönheit und Grossartigkeit der Lage und Aussicht gewiss seines Gleichen in der weiten Welt sucht. Fast möchte man bei diesem Gedanken dem gleichmacherischen Geiste der Neuzeit zürnen, der die hochgestellten Bewohner der alten Burgen aus ihren ragenden Felsennestern vertrieb und sie zwang, ihre Wohnungen unten im Thale gleich andern niedrig geborenen Sterblichen aufzuschlagen.

Auf den Strassen, die von Kaschau oder Eperies aus über Leutschau und Igló in der Richtung der Tátra führen, ist dieselbe hie und da wohl in grösseren oder kleineren Partien zu erblicken; jedoch zeigt sich häufig auch nur eine einzige Spitze, die sich sonderbar genug ausnimmt, wenn sie sich gleichsam wie neugierig in die Höhe reckt, um über einen Waldessaum herüber zu lugen, oder sich gar hinter einem breiten Ackerland gleich einem erratischen Riesenblocke hinpflanzt.

Dies gilt vor Allem für jene Wegestrecken, welche durch die Thäler gelegt sind; wo die Strasse höhere Punkte erreicht, ist wohl einmal und das andermal auch die ganze Kette zu erblicken. Diese ist auch vom Gipfel jedes bedeutendern Berges, wie sie durch die ganze Zips hin angetroffen werden, mit den Augen zu erreichen. Aber von allen Höhen, die von der Tátra entfernter abliegen, ist der Anblick durch den Umstand gestört, dass der Vordergrund des Landschaftsbildes sich allzu sehr breit macht.

Die Tátra ist nämlich nicht hoch genug, um die Gegend auch bei bedeutenderer Entfernung zu beherrschen; in Folge davon gelingt es oft auch ganz charakterlosem Ackergelände und glatten Hügelgruppen das Auge auf sich zu lenken und zu ermüden.

7. Ein Vordergrund, der der Hohen Tátra angemessen und würdig, ist unter allen abstehenden Aussichtspunkten meines Wissens nur einmal vorhanden. Dieser entsprechende Aussichtspunkt liegt auf dem **Wege von Kapsdorf nach Sztraczena**, wo dieser die Höhe der nach der Tátra zugeneigten Berglehne erklimmt (oberhalb des sogenannten Mäusegrübchen). Von dieser Höhe betrachtet, gestaltet sich das Landschaftsbild derartig, dass die von Kubach nach Vidernik sich hinziehende Hügelkette den

Vordergrund abschliesst und als Hintergrund nur eben die Tatra selber erscheint.

Der Vordergrund ist nun ein äusserst liebliches Thal, durch welches sich das Silberband des Hernád hinschlängelt. Im Hernádhale präsentiren sich der Reihe nach: Eisenhämmer, Kapsdorf, Försterwohnungen, Meiereien, Bethelsdorf, die bischöfliche Sommerresidenz Sesavnik mit schattigem Parke; unter der erwähnten Hügelkette rechts Vidernik, links das Dorf Sesavnik. Der Vordergrund ist also belebt genug, ja die alte Thurzó'sche Burg in Bethelsdorf und die aus der Entfernung wirklich imposante bischöfliche Residenz mit ihrem Hussiten-Thurme verleihen dem Vordergrunde auch die Weihe einer gewissen historischen und architektonischen Anspruchsberechtigung. Trotz dieser Mannigfaltigkeit der Elemente, aus denen sich der Vordergrund zusammensetzt, ist dieser doch nur eben genug ausgedehnt, um für den Anblick der Tatra nur als wünschenswerthe Staffage gelten zu können, die es sich nicht herausnimmt, auf Kosten des Hauptelementes im Bilde zur Geltung kommen zu wollen. — An einer Stelle macht die Strasse eine Wendung, durch die zwischen den hohen Fichten und Tannen an den Strassenrändern hindurch gerade nur der bedeutsamste Theil des Vordergrundes und die Tatra selber sichtbar bleibt. Dies gewährt ein Landschaftsbild, wie es selbst ein Claude Lorrain oder Ruysdael nicht vollendeter und künstlerischer zu ersinnen vermocht hätten.

Anders geartet, obwohl gleichfalls unvergleichlich schön, ist der Anblick der Tatra, wie ihn die **Höhe des Königsberges** darbietet. Von dieser Höhe herab betrachtet verschwimmt und verwäscht sich gleichsam der ganze hügelige Vordergrund, der sich am Fusse der Tatra ausbreitet. Es entsteht dadurch eine leere Fläche, die das Auge nicht anziehen und vom Hauptobjekte abzulenken vermag; die Tatra selber aber, die hier auch in ihrem aus den Niederungen nicht erblickbaren Gliedern übersehen werden kann, steht uns schroff und steil in ihrer ganzen Majestät gegenüber, als die absolute Beherrscherin der Gegend, vor deren Macht alle nicht zu ihr gehörigen Berge und Hügel ringsum gleichsam erschrocken niederkauern, und sich demüthig an ihrem Fusse hinschmiegen.

II.

8. Bis jetzt betrachteten wir blos die Gestalt und Konfiguration der Tatra, ohne alle Rücksicht auf Färbung

und Licht, also ohne Rücksicht auf ihre Beleuchtung. Wir gingen von der Voraussetzung aus, als ob sich stets dasselbe unveränderte Tageslicht über dem Gebirge ausbreitete und in seiner Färbung durchaus kein Wechsel einträte. So liegt die Sache aber nicht. Die Natur weiss es stets so einzurichten, dass Hartes und Mildes sich paaren, damit es einen guten Klang gebe. Das Harte in unserem Bild ist eben die Gestalt der granitnen Berge, das Milde ist ihre **Beleuchtung**. Eine andere erscheint die Tátra zur Winters-, eine andere zur Sommerszeit. Die Beleuchtung am Morgen gleicht nicht der am Mittage, und ist ebenfalls von der des Abends verschieden. Ihr Bild nimmt andere Tinten in der Mondnacht an, als es bei gleich starker Tagesbeleuchtung zeigt. Nicht minder modifizirt ihren Anblick der ganz bedeckte, der halbbedeckte oder wolkenlose Himmel, wie auch die Trockenheit und Feuchtigkeit der Luft nicht gleichgiltig für das Moment der Beleuchtung bleibt; kurzum: Jede Jahres- und Tageszeit, Wind und Wetter, Zustand der Atmosphäre nach Trockenheit und Feuchtigkeit, Alles dies bedingt einen Wechsel in Licht und Färbung. Dieser Umstand belebt gleichsam heimlich die Massen, er bringt etwas Chamäleonartiges in das Bild und lässt uns nie müde werden, dasselbe stets von Neuem zu betrachten und zu bewundern. Es gleicht die Hohe Tátra in dieser Hinsicht den seltenen Exemplaren von schönen Frauen, denen keine Kleidung schlecht steht, und deren Schönheit sowohl im hellen Lichte des Tages, als im milden Schimmer des Kerzen- oder Lampenscheines zur vollen Geltung kommt.

9. Was nun speziell die Färbung anbelangt, so können wir eine dunkle und helle, eine sommerliche und winterliche unterscheiden.

Die letztere, die Winterlandschaft der Tátra, besteht aus einfacheren und mehr konstanten Elementen. Abgesehen von der Morgen- und Abenddämmerung nämlich, erscheint die Tátra in ihrem Wintergewande stets rein weiss, ob man sie nun aus grösserer oder geringerer Entfernung betrachte. Wir sind an diese Thatsache so gewöhnt, dass wir sie als etwas Selbstverständliches hinnehmen und gar nicht daran denken, dass sie etwas Auffälliges, der Erklärung Bedürftiges enthalte. Eine mächtigere, mehrere Meilen dicke Luftschicht wirft nämlich jedem Gegenstande, der durch dieselbe hindurch betrachtet wird, gleichsam einen blauen Schleier über; Festungsmauern oder Kalkgebirge erscheinen in der Nähe wohl weiss, in

der Ferne aber gleichfalls blau angehaucht. Die Tátra aber, beziehungsweise die Schneehülle derselben präsentirt sich in jeder Entfernung unverändert silberweiss. Also die Bläue der Luft hat gleichsam keine Macht über die Weisse des Schnees. Woher dies?

Das Sonnenlicht, das auf die fernen, schneeigen Gipfel und Abhänge fällt, sendet denselben rothe, orangefarbene und gelbe Strahlen zu, und das Gemisch dieser Strahlen ist nun ein etwas in's Gelbliche schimmerndes Weiss. Diese Farbe zeigt der Schnee auch wirklich auf hohen Gebirgen, und er würde sie auch in der Ferne zeigen, wenn zwischen dem Schnee und dem Auge sich keine Luftschicht befände. — Die Farbe des Schnees ist, wie gesagt, das Resultat eines Gemisches verschiedenfärbiger Strahlen. Diesem Gemische fügt nun die zwischen dem Schnee und dem Auge befindliche Luftschicht anderweitige Farbenelemente bei: Violett, Indigo, Blau und Grün. Durch das Gemisch dieser vier Farben hindurch wird nun das Gemisch der Schneefarbe aus Orange, Roth und Gelb betrachtet. Alle diese Farben geben ein reines Weiss und zwar gestaltet sich die Sache so, dass die Mischung bei jeder Entfernung den Charakter des Weissen behält. Dies der Grund, weshalb der Schnee den Luftton nicht annimmt. (Club alpin français. Bulletin trimestriel 1876, quatrième trimestre, P. 279, unterster Absatz.)

10. Was nun den Charakter des Eindrucks dieses Winterbildes anbelangt, so lässt er sich als der des Edlen und Prächtigen definiren. Der metallische, blendende Glanz und Schimmer, der sich bei hellem Sonnenschein über das entzückende Bild ausbreitet, lässt in dem Beschauer den Gedanken nicht aufkommen, dass es ja doch eigentlich starrende Eis- und Schneemassen sind, die sich zu diesem prangenden Bilde zusammensetzen. Der sanfte Gegensatz, der sich zwischen dem reinen Weiss des Schnees und dem freundlichen Blau des Himmels ergibt, aber trotz seiner Sanftheit die Konturen der Spitzen und Kämme scharf und bestimmt hervortreten lässt, hat geradezu etwas Liebliches und Anheimelndes.

Manchmal geschieht es im April oder Mai, nachdem die Schneelinie schon in bedeutende Höhe hinauf gerückt, dass sie über Nacht aus ihrer Höhe wieder bis an den Fuss des Gebirges gleichsam herabrutscht, und demnach Tags darauf die ganze Tátra mit einer frischen Hülle reinsten Schnees bekleidet dasteht. Nun hat der Frühling in die Niederungen am Fusse der Tátra bereits seinen

Einzug gehalten und Wiese und Feld stehen in neues frisches Grün gekleidet da. Ueberaus herrlich und anmuthig ist nun der Gegensatz, der sich zwischen dem Winterbilde des Hochgebirges und der Frühlingslandschaft der Niederungen herausstellt. Es ist, als hätte sich Sommer und Winter vereint, um eine Landschaftsdekoration zu Wege zu bringen, wie sie kein Lehman in Momenten glücklichster Inspiration effektvoller zu ersinnen vermag. Derselbe Blick umspannt Sommer und Winter zugleich, und was dieser Anblick im Grossen bietet, des erfreute sich schon so mancher im Kleinen bei einem Ausflug in den Blumengarten, einer der lieblichsten und leichtesten Partien in der Tatra. Es reichen nämlich die letzten Reste eines Gletschers so weit in die bunte Wiese des Blumengartens herab, dass man selbst unter den überragenden Rändern des Gletscherschnees die farbenprangenden Steinnelken, Dotterblumen und Vergissmeinnicht pflücken kann, und während dies mit der einen Hand geschieht, kann man mit der anderen den Schnee erfassen. Also wie in jenem Bilde, nur noch handgreiflicher sind Winter und Sommer in unmittelbare Nähe gerückt, gleichsam zu unmittelbaren Grenznachbarn geworden.

11. Am wenigsten spricht wohl das Winter-Bild der Tatra dann an, wenn dieselbe theilweise, namentlich in den **oberen Regionen** mit Schnee bedeckt ist, während die unteren den blauen Luftton angenommen haben. Es ist etwas Disharmonisches in diesem Bilde. Es geht gleichsam ein wagerechter Riss durch das Ganze, der es in zwei zu einander nicht stimmende Hälften zerstückt. Diese Unzusammengehörigkeit ist nicht nur ästhetischer Natur, sondern sie manifestirt sich auch für den Blick, sie wird gleichsam **augenfällig**. Die unteren, dunkeln Partien ziehen sich nämlich für das Auge in den Hintergrund zurück, indess die oberen, helleren dem Beschauer gleichsam näher rücken. Hieraus geht dann die Täuschung hervor, als wären die oberen Partien der Tatra mit überquellenden Rändern gleichsam von ungeschickter Hand gestützt. Darum scheint es eben, als ob das Ganze ein Stückwerk und nicht wie aus einem Gusse wäre. Anders gestaltet sich der Anblick im Sommer.

Manchmal steht die Tatra im Hochsommer bereits an ihren höchsten Spitzen des Winterschnees baar, und nun fällt über Nacht plötzlich Schnee aus, der sich aber nur in den höchsten Regionen zu erhalten vermag. In diesem

Falle ist von der erwähnten Disharmonie des Anblickes nichts zu bemerken. Die höchsten Spitzen treten alle so zurück, dass die durch ihren Silberglanz bewirkte Näherückung nicht augenfällig wird, ausserdem aber die Weisse des Schnees sich nach unten in unmerklichem Uebergange in die Bläue der schneelosen Wände hinein verliert. Dazu kommt, dass der frischgefallene Schnee im hellen Sommerschein in makelloser, blendender Reinheit erglänzt. Alles dies zusammen erhöht ungemein die Gesamtwirkung des Anblickes. Es ist etwas Bestrickendes, gleichsam Ueberirdisches in dem Bilde. Man fühlt sich wie von dem heiligen Bilde durchdrungen, der die Wallfahrer aus dem Süden Vorderindiens ergreift, wenn sie zuerst der weithin glänzenden Gipfel des Himalaya ansichtig werden und vor Andacht sich zu Boden werfen. Denn ihre Augen haben die Wohnungen ihrer unsterblichen Götter erschaut.

12. Was wir über das Winterlandschaftsbild der Tátra bisher erwähnten, steht unter der Voraussetzung des vollen Tageslichtes. Nicht übergangen werden darf aber der Anblick, den das schneebedeckte Winterbild der Tátra am **frühen Morgen** darbietet. Vor dem Grauen der Morgendämmerung steht das ganze Granitgebilde wie in sich versunken, wie im farblosen schattenhaften Traume befangen da, dass man meint, ein leiser Windhauch könne die ganze Erscheinung wie einen Frühnebel zerstreuen. Kaum dass aber die ersten Anzeichen des werdenden Tages im Osten auftauchen, so zuckt es auch über die Gipfel der Tátra wie eine Ahnung des Erwachens. Bald ergiesst es sich über die Spitzen wie ein violetter Hauch, der nach und nach farbenbestimmter auftretend, an den steilen Abhängen unmerklich abwärts gleitet. Hat er etwa die Mitte der Abhänge erreicht, dann prangen die Gipfel bereits in den lieblichen Farben des gesättigten Rosenroth und die ganze Erscheinung erinnert lebhaft an das Alpenglügen in der Schweiz. Freilich der Gegensatz zwischen der Dunkelheit des Thales und der Helle der Gipfel kann sich unter der Tátra nicht so kräftig entwickeln, wie in den tiefen und engen Alpenthälern. Aber dafür übersieht der Beschauer alle Tátragipfel auf einmal und alle glühen und leuchten. So wird gleichsam durch Extensität der Erscheinung ersetzt, was ihr an Intensität mangelt. Nachdem die Sommerstrahlen die Mitte der Tátra nach abwärts zu überschritten, so vergolden sie sehr bald auch rechts und links die breiten Berg- und Hügelrücken in der Nähe des Beschauers. Der Gegensatz zwischen dem Tag auf den

Höhen und der Nacht in den Thälern verwischt sich immer mehr, dafür aber erstrahlt die Tátra immer heller, die Färbung wird immer intensiver und bald steht sie von den Gipfeln bis an den Fuss wie mit Rosenblättern überstreut da, gleichsam das Riesengemälde eines Landschaftsmalers, der seinen Pinsel in die helle Morgenröthe tauchte. — Das Bild ist für den ersten Anblick bezaubernd, über alle Beschreibung effektiv; jedoch ist es gut, dass es sich nicht allzu lange erhält. Es ist dies im Interesse der Reputation der Natur als kunstverständiger Malerin gelegen, die ja sonst nicht leicht in den Fehler der Effekthascherei verfällt. Das Gemälde der rosenrothen Tátra ist nämlich zu effektiv gedacht. Diese kühnen, schroffen und zackigen Felsenwände lassen sich schwer als Rosenhain, als rothblühender Garten denken. Doch die Erscheinung lässt uns keine Zeit, diesen Gedanken fest zu halten. Kaum ist er in uns aufgestiegen, hat sich auch schon die rosige Farbe mehr und mehr aufgehellt, und zwar in der Richtung des Feuerrothen, das sehr bald einem schimmernden Goldgelb Platz macht. Binnen Kurzem jedoch muss das Gold des Morgens dem Silber des Tages weichen, das sich dann bis zur Abenddämmerung behauptet, sich also gleichsam den ganzen Tag über im Kurse erhält. Gold ist bei uns überhaupt eine seltene und flüchtige Erscheinung.

13. Die **Abenddämmerung** legt sich als ein Violett über die Tátra, in welchem das blaue Element stark vorherrscht; hierauf folgt trotz Schnee- und Sternlicht ein tiefes Dunkel, wie aus Bronze gegossen steht die Bergwand da, aber mit herrlichem Glorienschein um die Konturen, die sich haarscharf vom Himmel abheben. — Ist die Tátra vom Mondlicht übergossen, so nimmt sie das matte Weiss des Alabasters an; ausserdem spinn und webt die Königin der Nacht den Zauber des Geheimnissvollen um das zarte Bild, das uns wohl in solchen Fällen als das Eden der Elfen und leichtbeschwingten Luftgeister erscheint, und wir bei dem lieblichen Anblick nichts vermissen, als die träumerischen Klänge Mendelssohn'scher Musik. Den prachtvollsten Hintergrund zu diesem hellen Nachtgemälde bildet der mattblaue Himmel mit seinen Sternlichtern, der aber neben der Blässe der Tátra eine hinlänglich dunkle Folie abgibt. Steht der Mond über dem Gebirge selber, so erglänzen die Kanten desselben in einem schmalen, aber recht intensiven Glorienscheine, der das ganze Bild wie ein matt-goldenes Band umsäumt.

14. Wie lieblich und zauberisch die Wintermondscheinlandschaft erscheint; gerade so finster und unheimlich stellt sich die Tátra an trüben, kalten Wintertagen dar. Ihr Anblick durchfröstelt und durchschauert an solchen Tagen selbst ihre intimsten Freunde und treuesten Verehrer; wie drohend und Unglück verheissend blicken die Spitzen zu Thal. Man erkennt sie nicht wieder, wie ein langgewohntes freundliches Menschenantlitz, das uns einmal zur Abwechslung grollend und grämlich anstiert. — Noch unheimlicher wird der Eindruck, wenn der Nord-Ostwind fahle, zerrissene Wolken über den Himmel jagt und in dem einen oder dem anderen der Tátrathäler ein rasender Wirbelwind sein Unwesen treibt. Der fromme Wanderer, der zu solcher Zeit seine Strasse zieht, schlägt bei solchem Anblick unwillkürlich den Pelzkragen um sein Haupt und dankt seinem Gotte, dass die heillose Windsbraut der Hohen Tátra ihre Kraft nur an den granitenen Felsenriffen ihrer Berge versucht und es sich nicht einfallen lässt — wie seiner Zeit das Riesenfräulein auf Burg Nideck — auch die Thäler, Strassen und Wohnungen gewöhnlicher Menschenkinder heimsuchen. Denn wie in rasender Wuth peitscht sie die Schneeflocken aus dem tiefsten Grunde des Kohlbachthales auf und jagt sie wirbelnd bis über die höchsten Spitzen und Riffe hinaus: ein Riesenspringbrunnen aus Schneeflocken, die sich ringsherum über die steilen Abhänge ergiessen. Und gewiss würde dieses Riesenfräulein der Karpathenwindsbraut den Wanderer und sein Rösslein nicht so vorsichtig und behutsam in ihr luftiges Schürzlein packen, um sie in den Eispalast des Alten vom Berge hinaufzutragen, wie weiland ihr gesittetes Schwesterlein aus dem Elsass den Bauer sammt Pflug und Gespann.

Lieblich und abstossend zugleich, man könnte sagen, grausig-schön ist der Anblick der Tátra, wenn die dräuenden Winterwolken so vorüberjagen, dass sie hin und wieder auch den blauen Himmel durchblicken lassen. — Wie gespenstisch jagen sich dann Licht und Schatten den steilen Wänden entlang, ohne sich einholen oder verdrängen zu können.

15. Und mit diesem Bilde wollen wir von dem Winter auf der Tátra scheiden. Wohl haben wir nicht alle, ja nicht einmal alle interessanten Winteransichten erschöpft. Doch wir müssen fürchten, durch ein Weiter-spinnen unseres Themas stellt sich sehr bald als unerbetener Gast auch die Langweile ein, und zu erschöpfen

ist doch das Thema überhaupt nicht, nachdem die Natur in ihrem Leben und Weben unerschöpflich. Mannigfaltigkeit und Abwechslung gewährt die Tátra in ihrem dunkeln Sommergewande. Man könnte sagen, ihre Kammergarde-robe — wie das wohl auch sonst bei schönen Frauen vorzukommen pflegt — sei weniger reich ausgestattet, sowohl die Zahl als den Glanz betreffend. Es ist dies schon in der kurzen Dauer des Sommers auf der Hohen Tátra begründet. Denn dieser Sommer währt nur durch die Monate Juli und August, bis höchstens in den halben September hinein. Auch während der 10 bis 12 Wochen dieses in des Wortes eigenster Bedeutung — *Hochsommers* fällt noch manchmal in den hohen Regionen Schnee aus, so dass man wohl mit Recht ein bekanntes Heine'sches Wort auf die Hohe Tátra applizieren kann, wonach ihr Sommer eigentlich nur ein blauangestrichener Winter.

Die Hohe Tátra ist eigentlich keine *Alpe*, während des *Hochsommers* verliert sich der Schnee bis in die höchsten Gipfel der Gerlsdorfer, Schlagendorfer und Lomnitzer Spitze; nur in hochgelegenen Schluchten und auf hohen Abhängen, die vom Strahl der Mittagssonne nicht erreicht werden, erhält sich der Schnee auch während des *Hochsommers*. Es ist dies kein Schnee vom vorigjährigen Winter; der Hauptmasse nach stammt er wahrscheinlich aus längst verflossenen Jahrhunderten, auch ist er mit Quarzkörnern derartig untermischt und versetzt, dass er nicht nur altersgrau und steinalt, sondern wie wirkliches Gestein aussieht, gleichsam wie petrifizirtes Eis. Es gehört darum ein geübtes und gut orientirtes Auge dazu, um ihn aus der Ferne zu erkennen und von dem umgebenden Gesteine zu unterscheiden. Darum stört er die Einheit des Sommerlandschaftsbild der Hohen Tátra in keiner Weise.

16. Dieses Landschaftsbild hat nun mit dem klaren Himmel als Hintergrund durchwegs einen **gleichförmigen Charakter**: blau in blau gemalt. Die kahlen Felswände und Spitzen der oberen Partien zeigen ein lichtereres Blau; die unteren Regionen, die von der Krummholzvegetationslinie abwärts in allen von Holz bestandenen Theilen ein dunkleres. — Von Seen, Bächen oder Wasserfällen ist mit blossem Auge aus der Ferne nichts zu entdecken; ausnahmsweise erblickt man höchstens den grossen Wasserfall in der Kohlbach von der Strasse zwischen Georgenberg und Gross-Lomnitz, wenn im Vorfrühling bei anhaltendem Südwinde die Schneemassen über und über zu

schmelzen beginnen. Sonst verstecken sich gleichsam alle fließenden, sowie stehenden Gewässer; die fließenden haben sich ihr Bett durch die Jahrtausende tief in den bröcklichen Granit hineingegraben; die Meeraugen liegen mehr einwärts hinter den nach Süden vorgeschobenen Abhängen, ferner haben alle Karpathenseen nach Süden zu hochaufgethürmte Moränen und liegen auch überhaupt zu hoch, um von unten aus sichtbar zu sein.

Nachdem nun das Wasser in eine Landschaft das meiste Leben bringt, dasselbe aber bei der Gesamtansicht der Tátra keine Rolle spielt; so trägt auch dieser Umstand dazu bei, die blaue Eintönigkeit des Sommerbildes noch zu erhöhen. Dem Winterlandschaftsbilde verleiht die Weisse des Schnees den Charakter des Blendenden, Bestrickenden. Es ist etwas Energisches zur Bewunderung Herausforderndes in der silberglänzenden Tátra. Dem gegenüber hat die Gesamt-Ansicht des Sommerbildes bei wolkenlosem Himmel, also bei gleichmässiger Beleuchtung etwas Melancholisches, Träumerisches an sich. Dieser Charakterzug wiegt um so mehr vor, je weiter der Beschauer von der Tátra zurücktritt. Denn in Folge davon verliert sich immer mehr die Grossartigkeit des Eindruckes, und indem die Entfernung alles Detail verschwinden lässt, auch die Färbung über das ganze Bild hin noch immer eintöniger wird; muss der Gesamteindruck in noch höherem Grade monoton sein.

17. Auch für das Sommerlandschaftsbild bezeichnet die Höhe des Hozelec den klassischen Standpunkt. Die Mittelpartie der Tátra ist nahe genug, um Eindrücke des Grossartigen zu machen; zugleich bewirkt die Nähe, dass sie nur leise blau angehaucht erscheint und darum alle Einzelheiten klar und deutlich erkennbar sind; die rechts und links weiter zurücktretenden Glieder nehmen nach Maassgabe der Entfernung eine immer entschiedenere blaue Färbung an, in Folge davon sich auch das Detail mehr und mehr gleichsam in blaue Nebel hüllt. Dieser Umstand trägt nicht wenig dazu bei, dem Sommerlandschaftsbilde, wie es sich von der Höhe des Hozelec aus präsentiert, auch betreff der Farben- und Lichtgebung den Stempel höchster, künstlerischer Vollendung aufzudrücken. Wohl mangelt dem Anblicke jede Spur des Blendenden, Effektvollen, dafür aber ist die Ausarbeitung so naturtreu und wahr, wie dies eben nur in der Natur selber gelingt. Das Winterlandschaftsbild, bei dessen Herstellung

die Natur mit kräftigeren, aber eben deshalb auch derbern Mitteln arbeitet, kann sich mit allem seinen Glanz und Schimmer in dieser Hinsicht dem Sommerlandschaftsbilde nicht vergleichen. Aber es muss eben dem Beschauer möglich sein, sich liebevoll in den Anblick zu versenken und den künstlerischen Intentionen der Natur mit Ausdauer und Verständniss nachzuspüren.

18. Rückt man über den Hozeleczer Weg hinaus der Tatra noch näher, so verflüchtigt sich sehr leicht auch der letzte bläuliche Hauch, den die Luft von der Hozeleczer Höhe aus betrachtet über die Schlagendorfer Spitze breitet. Unzweifelhaft dient aber der blaue Luftton für das graue, öde Gestein, dessen Kahlheit und Blösse er verdeckt, als freundlicher Schleier. Wir denken in Folge nicht daran, dass es wüste, leblose Felsen sind, die wir vor uns haben; vielleicht entsteht der holde Wahn in uns, alle diese Spitzen und Abhänge haben sich uns zu Liebe in ein freundliches Blau gehüllt, dieses bläuliche Kleid sei ihr Erbe und Eigenthum. Jedoch so wie wir der Tatra zu nahe gekommen sind, reisst der blaue Schleier der Entfernung und mit ihr zugleich auch jener holde Wahn entzwei. Beim Betreten der Tatra selbst glotzen uns ihre Felsen und Spitzen anfänglich unheimlich und öde an, und wir müssen uns einigermassen an diesen Eindruck gewöhnen, um an Ausflügen und am Innern der Tatra Geschmack und Genuss zu finden. So stellt sich im Allgemeinen das Sommerlandschaftsbild der Tatra dar. — Wenn wir dasselbe für eintöniger und weniger veränderlich erklärten, so meinten wir dies nur mit Bezug auf die Weite der Unterschiede zwischen den einzelnen Sommeransichten. Ihren chamäleonartigen Charakter behält die Tatra auch im Hochsommer; ja innerhalb engerer Grenzen ist derselbe noch mehr entwickelt, als beim Winterlandschaftsbilde, auf dessen Färbung das Element der Entfernung keinen Einfluss übt. Dies Element ist aber gerade, welches beim Sommerbilde einerseits gleichsam eine grössere Empfindlichkeit im Farbenspiel hervorbringt, andererseits die grellen Gegensätze bedeutend abstumpft.

So wiederholt sich wohl das oben beschriebene Schauspiel bei **Sonnenaufgang** auch zur Sommerszeit, aber es ist eine andere Ausgabe. Das Morgenbild im Winter ist gleichsam die vergoldete Prachtausgabe für den Salon; das Morgenbild im Sommer ist eine geschmackvolle, aber ruhig gehaltene Ausgabe für das Wohnzimmer. An das Alpenglühen erinnert die röthlich erstrahlende Tatra im

Sommer überhaupt nicht oder nur ganz von Ferne. Und indem sich das Roth der Morgenröthe mit dem Grau der Felsen vermischt und zu dieser Mischung sich die Bläue der Luft gesellt; nimmt die Morgenröthe selbst im Glanzpunkte ihres Auftretens einen starken Stich in's Blaue an, der sich mit dem Fortschreiten der Erscheinung immer mehr zur Geltung bringt und sehr bald in den reinen blauen Luftton übergeht.

Bei **Sonnenuntergang** kann in Folge des Streichens der Bergkette eine rosige Färbung überhaupt nicht zur Entwicklung kommen. Die Strahlen der untergehenden Sonne laufen gleichsam parallel mit der Tátra und in Folge davon breitet sich über dieselbe ein stark-blaues Violett, das sich wie ein halbdurchsichtiger Nebel ansieht. Thäler, Einschnitte, Felsgruppen lassen sich durch diesen Nebel hindurch in keiner Weise erkennen; dafür heben sich die Konturen vom sonnen-beschienenen Himmel so scharf und genau ab, dass man in denselben Unregelmässigkeiten, die von handgrossen Zacken herrühren, erkennen zu müssen meint. — Mit dem Fortschritte der Nacht nimmt die Schärfe der Konturen nicht ab; denn wenn nach gänzlichem Verschwinden der himmlische Hintergrund dieses Bildes auch mehr und mehr verblasst; so wird dafür die Tátra selber dunkler und dunkler. Ist die Nacht hereingebrochen, so erscheint das Gebirge **s a m m e t - s c h w a r z**. Von einem Gewahrwerden eines Details kann nicht im entferntesten die Rede sein, — höchstens geschieht es wohl das eine oder andere Mal, dass etwa in der Mitte eines Abhanges ein einsames Hirtenfeuer erstrahlt, was den Eindruck macht, als hätte irgend ein grösserer Stern beim Untergange seinen Weg verfehlt und wäre auf die unrechte Seite der Tátra gelangend im Gezweige eines Krummholz-Strauches hängen geblieben.

19. Die **Entfernung** der Tátra für ein und denselben Aussichtspunkt scheint eine andere des Morgens, als des Abends. So wie sich am späten Nachmittage die Einzelheiten verdunkeln, scheint sich die ganze Kette vom Beschauer zurückzuziehen. Ebenso kommt uns die Tátra zu derselben Tageszeit und bei gleich wolkenlosem Himmel im **F r ü h l i n g e** entfernter vor, als im **H e r b s t e**. Die Frühlingsluft ist nämlich stets reichlicher mit Wasserdünsten geschwängert, als die Herbstluft, in Folge davon ist sie weniger durchsichtig. Daraus geht der Schein hervor, als ob im Frühlige die Entfernungen wüchsen.

20. Wenig vortheilhaft wirkt deshalb der halb oder ganz bedeckte Himmel, wirken Nebel, Regen und Donnerwetter auf den Anblick der Tátra zur Sommerszeit. Nachdem sie selbst bei vollkommen klarem Wetter einen gewissen melancholischen Zug hat; erhält sie durch die unfreundliche Färbung des Himmels und der Luft ein geradezu trübseliges Aussehen; besonders wenn sie während eines Landregens sichtbar bleibt, ist es nicht anders, als ob der Regen alle ihre Reize, ihren Schmuck und alle Poesie weggeschwemmt und herabgespült hätte. Wie ein formloser, trister Steinhaufen nimmt sie sich aus, dessen Zweck und Bedeutung uns nicht einleuchten will. Hingegen ist etwas Erhabenes in ihrem Anblicke, wenn nur über dem einen oder dem andern ihrer Abhänge sich Wetterwolken gelagert haben und sich unter Blitz und Donner entladen. Der Sturm und das wilde Aussehen der steilen Felsen zu solcher Zeit stimmen sehr wohl mit einander überein; es ist, als ob die unheimliche Tátra das eigentliche Geburtshaus, der naturgemässe Aufenthaltsort des Ungewitters wäre, von wo es nur ab und zu einen Ausflug in das Unterland macht, um sich recht bald wieder nach seinem Felsenneste zurückzuziehen.

21. Lieblich und entzückend ist der sommerliche Anblick der Tátra in klaren Mondscheinnächten. Alles Zackige und Eckige verschwindet aus dem vom sanften Glanze über-gossenen Bilde. Das Romantische des Anblickes ergreift uns lebhafter als beim Anblicke der mondschein-erhellten Tátra zur Winterszeit, indem alle Vorstellungen von Schnee und Eis uns ferne liegen, und die Stimmung Faust's überkommt uns, in welcher er den Mondschein mit den bekannten Worten apostrophirt:

„Ach! könnt' ich doch auf Bergeshöh'n
In deinem lieben Lichte geh'n,
Um Bergeshöhe mit Geistern schweben,
Auf Wiesen in deinem Dämmer weben,
Von allen Wissensqualm entladen
In deinem Thau gesund mich baden!“

Und mit diesen herrlichen Worten wollen wir von diesem herrlichen Bilde und der Tátra selber Abschied nehmen. Nicht als ob wir den Gegenstand erschöpft hätten, ist er doch unerschöpflich wie die Natur selber im ewigen Wechsel ihrer Gestaltungen. Wir haben wohl nicht einmal aller auffälligeren Ansichten Erwähnung gemacht; aber wir müssen fürchten, dass wir ohnehin schon ausführlicher gewesen, als dies der Werth des Ge-

botenen zu rechtfertigen im Stande ist. Doch wenn dem auch so wäre, wir bitten und erhoffen um des lieblichen Gegenstandes willen Nachsicht für alle schriftstellerischen Unterlassungs- und Begehungssünden. Wäre es uns aber gar gelungen, einen oder den anderen Naturfreund auf eine oder die andere Seite unseres Gegenstandes aufmerksam zu machen, oder ihm denselben von einer neuen Seite darzustellen; so wären wir über Erwarten und Würdigkeit belohnt für die geringe Mühe, die ihren Lohn schon an der Beschäftigung mit dem lieblichen Gegenstande reichlich gefunden hat.
